

Emanuel Geibel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eben hörte Dug, wie ihre Freundin nach ihr rief. Sie ging hinüber, die Türe war nur angelehnt, Elinor lag auf dem Ruhebett, sehr blond, mit einer bräunlichen Haut und eindeutig hellen Augen.

„Dug“, sagte sie, „wenn sich heute meine Schülerinnen mit ein paar Worten nicht ergreifen lassen, hänge ich meinen Beruf an den Nagel.“

„Mit was für Worten?“ fragte Dug.

Elinor hob ein grünes Bändchen vom Boden und schlug es auf.

„Sommer war's, mitten im Tag, an einer Ecke des Zauns“, las sie.

Neben dem Bett hing der Tennisschläger, zwei Hanteln lagen auf dem Tisch. Elinor besaß einen straffen, schmalen und durchgearbeiteten Körper. Aber sie las Jacobsen und sie ließ sich davon hinreißen. Dug stand am Fenster, blickte hinaus auf den zarten Rasen. Sie sagte abgewandt:

„In deinem Leben sind wohl keine Reste; alles sauber, blank, aufgeräumt, an Ort und Stelle ...“

„Sommer war's ... wie meinst du, Dug?“

Elinor ließ das Buch sinken. „Keine Reste?“

Sie erhob sich, zog den Rock glatt, sah an sich nieder.

„Warum fragst du?“

„Weil ich dich beneide.“

„Um meine kahlen Wände?“

Eine Schärfe in der Stimme ließ Dug den Kopf wenden. Elinor stand vor dem Spiegel und fuhr sich mit der Puderquaste über das Gesicht. Sie schien bereits wieder vollkommen gleichmütig.

„Kahle Wände! Ach, das meinte ich doch nicht.“

„Nun, Dug, man hat entweder das eine oder das andere. Beziehungslosigkeit, ein Leben ohne Spannung, aber auch ohne Kummer, oder man ist tief verstrickt nach der einen oder andern Seite, vielleicht nach beiden. Seltsam weich und bodenlos versinkend, vielleicht ertrinkend, um Leben kämpfend ... nein, Dug, beklage dich nicht.“

Elinor bürstete ihr Haar, sah geradeaus in den Spiegel.

„Was macht Johannes?“

„Er schreibt zusammenhanglose, aber vollkommene Sätze.“

„Armer Junge! Aus unglücklicher Liebe zu dir natürlich.“

„Unglücklich? ...“

„Ja, Dug, und du mußt es ihm sagen.“

Elinor griff nach ihrer kleinen Mütze.

*

Dug war längst nicht mehr bei jenem Arzt. Sie lebte in einer andern Stadt, fern von Elinor. Und Johannes war auch aus ihrem Leben verschwunden. Sie arbeitete wieder in einer städtischen Bibliothek, im Zwielicht dämmeriger Räume, im seltsamen Geruch aufgestapelter Bücher. Ihre kleine Wohnung befand sich diesmal über einem ziehenden Fluß. Das Wasser zog unermüdlich unter ihrem Fenster vorbei. Dieser Anblick erinnerte sie an ihr eigenes Leben. Auch dieses ging vorbei; auch das ertrank im großen Wasser der Ewigkeit.

Eines Tages bekam sie einen Brief von Christoph Weißmann. Er weile in der Nähe und beabsichtige, Dug zu besuchen. Sie müsse nun endlich einmal seine Frau kennenlernen. Dug kam es vor, als würden Dämme in ihr umgestoßen. Christoph sehen, nach diesen langen Jahren wiedersehen, zum erstenmal seit jener Sternennacht! Ihr schwindelte. Die Bangigkeit der Erwartung war verwirrend süß, gemessen an der jahrelangen Leere. Am Abend vor der Begegnung erprobte sie nochmals ihre Kraft am Lesen einiger Briefe. Es waren nicht sehr viele; alle noch vor der Heirat geschrieben. Was nachher kam, zählte nicht. Diese kurzen Mitteilungen von unterwegs tönten nicht frei, schienen verkrampft und bewirkten in Dug jene Schwermut, die sie nicht los wurde. Sie löste die Klammer, die die Blätter zusammenhielt. Was irgendwo: „Wie, wenn das, was vor mir liegt, eine Trennung für immer bedeutete? Daß man sich trennen kann, fassst du es? Du wirkst in mir in deiner sanften Fraulichkeit wie Maria, die Gottesmutter, und wenn ich gläubig wäre, läge ich Tag und Nacht auf den Knien vor ihrer lieblichen Gnade und ich wüßte nicht, wem meine Sehnsucht gälte. Ich werde dich mir bewahren, Dug; meine Liebe zu dir retten, auch dann, wenn andere Kräfte wirksam werden.“

Dann: „Eine solche Verschwendung von tausend Ausstrahlungen, die niemandem gehören als dir. Lieben, Dug, aus Ferne und Trennung heraus, ist Ohnmacht, vergebliches Bemühen, gehört zu werden. Ich bin heiser vom Schreien, ermattet vom Flüstern deines Namens ohne Ende. Ich kann nicht mehr. Es sei, die Liebe bette sich um. Ich muß aus dem herrlichen Pferd Leidenschaft ein folgsames Haustier machen.“

Wieder krampfte sich Dugs Herz zusammen. Aber in ihre Bewegtheit mischte sich etwas anderes. Es lag Hoffnung in dem Morgen. In ihrem Fall gab es nichts anderes, als hochherzig sein. Sie mußte sich an Dinge halten, die ihre Wahrheit tief eingebettet in sich trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel.

Zum 50. Todestag, 6. April 1934.

Emanuel Geibel gehörte zu den vollstümlichsten Dichtern des 19. Jahrhunderts. Er war lange Zeit der erklärte Liebling der schöngestigen Leute. Viele seiner Gedichte wurden vertont, sind ob ihrem Wohlklang und ihrer sprachlichen Reinheit schon an und für sich Musik. Am bekanntesten sind sicher: „Der Mai ist gekommen“, „Wer recht in Freuden wandern will“, „Wo still ein Herz in Liebe glüht“, „Herr, den ich im Herzen trage“, „Ich sah den Wald sich färben“, „Schon fängt es an zu dämmern“, „Das sterbende Kind“ („Wie doch so still dir am Herzen ruhet das Kind“), „O stille dies Verlangen“, das Spielmannslied mit dem Rehrim „Ich hab' dich lieb, du Süße, du meine Lust und Qual“, weiter „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, „Und dräut der Winter noch so sehr“, das tiefempfundene „Am Mitternacht“, das „Lied des Alten im Bart“, das wunderschöne „Ueber die sonnigen Bergespitzen“. Viele dieser Gedichte sind als Lieder oder in ihrer gebundenen Form Volksgut geworden. Herrlich schöne Weisen finden wir auch in der Liederreihe „Ada“, seiner ersten, verstorbenen Frau gewidmet. Kräft-

tigere Töne sind in den Vaterlandsliedern, war Geibel doch während 30 Jahren der Vorkämpfer der deutschen Einheit. Sie sind in den „Heroldsrufen“ zusammengefügt. Sehr geschätzt sind „Der Tod des Tiberius“, „Cansouci“, die Lieder zur alten Gudrunssage („Gudruns Klage“, „Volkers Nachtgesang“). Schon die Hälfte dieser Lieder würde Geibel unsterblich machen. Allerdings, in die jubelnde Verherrlichung, die Geibel zu Lebzeiten erfahren durfte, stimmen wir heute nicht mehr ein. Wir schätzen seine reine Harmonie, den sprachlichen Wohlklang, die Gesetzmäßigkeit, aber wir vermischen vielfach die unmittelbare Kraft der Wirklichkeitsdichtung. Die „kampflose Schönheit“, die „Sonntagsstille-Dichtung“ behagt der Wirklichkeitsrauen Gegenwart nicht mehr oder doch bedeutend weniger als der letzten Generation. Man hat deshalb Geibel den Dichter der Badfische genannt. Er hat sich einmal selber mit diesem „Vorwurf“, wenn man ihn so nennen darf, befaßt und launig beigefügt, so lange es gefühlstarke Badfische gebe, werde er nicht vergessen. Aber wir wollen nicht vergessen, was Geibel der deutschen Literatur war. Alles Unehle, Unschöne war ihm und seinem innersten Wesen fremd. Er räumte auf mit der zwiespältigen Dichtung von Heinrich Heine, mit den schwermütigen Weisen von Nikolaus Lenau, mit der unwahren politischen Dichtung. Es ist unrichtig, was viele Literaturgeschichten (so Heinrich Kurz) behaupten, Geibel habe absolut keine schöpferische und bahnbrechende Tat begangen. Wir wollen aber zugeben, daß die kraftvolle, hinreißende Begeisterung ihm fehlte. Allgemein aber läßt man den Uebersetzer Geibel gelten. Er war ein meisterhafter Uebersetzer, ein großes Sprachtalent, übersetzte griechische, englische, alt- und neufranzösische, spanische, italienische Gedichte, bereicherte damit unsere Literatur außerordentlich und wußte das Typische der fremden Sprache auch in der Uebersetzung zu wahren, bekanntlich etwas vom Schwersten.

Nach seinem Ableben vor 50 Jahren schrieb unser Gottfried Keller an Storm: „Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine Gestalt nicht ohne heiligen Ernst.“ Storm schrieb einmal an Keller: „Geibel als Menschen habe ich allzeit hochgestellt.“ Trellgrath nannte ihn „eine tüchtige, gediegene Natur“. Kronprinz Friedrich Wilhelm schrieb an Geibels Freund Ernst Curtius: „Ihm gebührt der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaiserthums besungen zu haben.“

Geboren wurde Emanuel Geibel am 17. Oktober 1815 in Lübeck als Sohn eines evangelischen Predigers. Der aufgeweckte Junge sollte auch Theologe werden, studierte in Bonn und Berlin, erhielt 1840 durch Vermittlung der Dichterin Bettina von Arnim eine Hauslehrerstelle in Athen bei dem russischen Gesandten, versenkte sich hier ins Studium des klassischen Altertums, veröffentlichte zurückgekehrt seine erste Gedichtsammlung, die den erst 25-jährigen sofort populär machte. Der kunstsinnige Maximilian II. von Bayern berief ihn 1851 nach München. Hier wurde er der Hauptgründer der bekannten Münchner Dichterschule, zu welcher Henke, Heinrich Leuthold, Wilbrandt, Große, Felix Dahn, W. Herz, Schad, Scheffel, Lingg, Niehl, Hopfen gehörten. Die frühliche Gesellschaft erhielt bekanntlich den Namen „Krokodil“. Geibel war Professor der Aesthetik, Vorleser der Königin. Als er aber anfang, für des deutschen Reiches Einheit einzustehen, sein Begrüßungslied auf König Wilhelm I. von Preußen schrieb, fiel er in München in Ungnade. Man entzog ihm den Ehrensold. Dafür stiftete ihm der Preußenkönig eine Jahresrente von 1000 Talern. Am 6. April 1884 erlag er einem hartnäckigen Leiden. Lübeck, wo er sich seit 1869 aufhielt, hat ihm ein schönes Denkmal gestiftet.

Tiefe Weisheit findet sich in Geibels Sprüchen. Seine Sonetten stehen punkto Vollendung heute noch an ersten

Stellen. In den Dramen dagegen vermochte er sich nicht durchzusetzen. „Die Lorelen“ wurde zwar von Max Bruch vertont. Mit „Sophoniste“ errang er sich 1869 den Schiller-



† Emanuel Geibel.

preis. Das Stück wurde auch einige Male mit gutem Erfolg aufgeführt. Nicht vergessen dürfen wir das frohe Studentenlied vom lustigen Musikanten vom Nil, das Geibel zwar in seine Liederammlung nicht aufgenommen hat. -g-

April.

Von Theodor Etzel.

Die Landschaft tönt,
Die braunen Knospen springen
Und betteln mit den zarten Blätterhändchen
Wie kleines Volk zum lieben Gott
Um süße Tröpfchen Sonnensaft.
Der weiß kaum, wie er sich tummeln soll,
Und gießt doch alle Nesterchen voll.
Und wird auch all die jungen Herzen
So überreich voll Liebe gießen,
Daß unter verschwiegenen Blütenkerzen
Biel süße Schalen überfließen.

Ueber neuere Funde eiszeitlicher Tiere im bernischen Mittelland.

Von Dr. Fritz Nussbaum.

Im Verlaufe der verfloffenen Jahre sind mehrmals Meldungen durch die Presse gegangen, wonach an verschiedenen Stellen unseres Landes, namentlich im Kanton Bern, Reste von Tieren gefunden wurden, deren Arten heute in den Fundgegenden verschwunden sind und zum größten Teil der sogenannten Eiszeit angehört haben. Besonderes Aufsehen erregte namentlich im November letzten Jahres der